

3. Schlussfolgerungen für inter*inklusive Räume

Pädagogische Kontexte wurden anhand der vorliegenden Erzählungen überwiegend als unsichere, normalisierende, machtvolle und diskriminierende Räume rekonstruiert. In bestimmten Kontexten eröffneten sich allerdings auch für die Erzähler*innen bedeutsame Gelegenheiten zur Auseinandersetzung mit dem Thema Intergeschlechtlichkeit. Daran anknüpfend möchte ich einige Schlussfolgerungen für die Einrichtung inter*inklusive Räume ziehen.

Inter*sensible pädagogische Professionalisierung und inter*inklusive Lehrpläne

Die aktuelle Studie von Voß & Böhm (2022) zeigt die fehlende curriculare Einbindung des Themas Intergeschlechtlichkeit in der Ausbildung, auch für Pädagog*innen, auf. Erst ein explizites, positives (nicht-pathologisierendes) und systematisches Einbeziehen von Intergeschlechtlichkeit in die pädagogische Ausbildung und in Lehrpläne, ermöglicht Pädagog*innen, Geschlechterkonzepte für ihre jeweiligen Handlungsfelder inter*inklusive zu reflektieren. Besonders die Schule ist ein wichtiger sozialer Raum für geschlechtliche Subjektivierungsprozesse, da ihn alle schulpflichtigen Kinder und Jugendlichen besuchen. Meine Analysen zeigen, dass Schüler*innen vorerst mit Interesse und Neugier über Körper-, Körperprozesse und -praktiken lernen (vgl. Kapitel IV.2.3.2). Sie nutzen ihre Peers, um die Informationen zu verarbeiten und sie über Anerkennungspraktiken zu normalisieren bzw. über Othingingprozesse (vgl. Kapitel IV.2.3.3) zu stabilisieren. Darin zeigen sich Potentiale für die Reflexion vielfältiger, nicht-binärer Körperkonzepte. Ein erweitertes Geschlechterwissen dient als Reflexionsfolie und hilfreicher Bezugsrahmen für den eigenen Körper (vgl. Kapitel IV.2.5.1) und kann einem jahrelangen Schweigen und traumatisierenden Tabuisierungsprozessen (vgl. Kapitel IV.1.3 sowie IV.2.4) entgegenwirken. Meine Analysen deuten darauf hin, dass eine Auseinandersetzung mit Variationen und Vielfalt von Körper und Geschlecht *allen geschlechtlichen Subjekten* eine positivere Umgangsweise ermöglicht. In den Erzählungen über Mitschüler*innen und Freundschaften wurde deutlich, wie sehr ein Vergleichen von vermittelten Körperräumen und Körperpraktiken (vgl. Kapitel IV.2.3.1) und ein Zuarbeiten über bestimmte Körper-, Normalisierungs- und Anerkennungspraktiken (vgl. Kapitel

IV.2.3.2) erforderlich ist, um ein geschlechtliches Passing (und damit Intelligibilität) innerhalb eng gesteckter binärer Geschlechterverständnisse sicherzustellen. Solange die Zweigeschlechtlichkeit als expliziter und heimlicher Lehrplan weiterhin vermittelt wird, sind Silencing- bzw. Otheringprozessen kein Ende zu setzen.

Dennoch erweisen sich in den biografischen Erzählungen auch schon einzelne pädagogische Angebote als sehr bedeutsam:

Inter*inklusive Angebote in der pädagogischen Praxis

Für die pädagogische Praxis erweisen sich Bezugsräume über *Possibility-Models*¹ zum Beispiel in Literatur, Medien oder Filmen als hilfreich, um inter* Lebensrealitäten sichtbar zu machen. Auch bieten Referate oder andere Projekte zum Thema einen geeigneten Rahmen der Auseinandersetzung. Vor allem weisen die vorliegenden Erzählungen auf die Bedeutsamkeit einer *frühen und vielseitigen Auseinandersetzung* mit dem Thema Intergeschlechtlichkeit in pädagogischen Kontexten hin. Findet eine Auseinandersetzung statt, in der nicht die ›Betroffenheit‹ relevant ist, sondern unaufgeregte *inter*inklusive Bildungsangebote für alle* zentral sind, deuten sich Wege für eine (spätere) Auseinandersetzung mit dem eigenen Körper *auf positive Weise* an. Meine Analysen zeigen auch, dass selbst eine einzige positive Thematisierung von und Wissensvermittlung über Intergeschlechtlichkeit entscheidende neue und weitere Formen des Umgangs mit diesem Thema mit sich bringen können.

Die biografischen Erzählungen zeigen, dass sich Räume des Sprechens auch dann eröffnen können, wenn Normen in pädagogischen Kontexten kritisch verhandelt werden und eine Vielfalt von unterschiedlichen Lebensrealitäten außerhalb normativer Diskurse anerkannt wird. So kann eine Gemeinsamkeit auch über die Vielfalt und Nicht-Erfüllung von bestimmten Normvorstellungen, die auf alle Menschen in der einen oder anderen Subjektposition zutrifft, hergestellt werden (vgl. Kapitel IV.2.5.3). Auch im Begutachtungsentwurf der neuen Lehrpläne wird der Punkt »die Vielfalt von Menschen in Hinblick auf sexuelle Orientierung, Körper inklusive Geschlechtsmerkmalen und Geschlechtsidentitäten respektieren und stereotype Erwartungshaltungen und Normen kritisch reflektieren« (RIS 2022e, S. 12) als zentrales Kompetenzziel der Sekundarstufe 1 ausgewiesen. Dadurch wird einerseits eine Verhandlung des Themas Intergeschlechtlichkeit möglich, andererseits kann die Problematisierung von Erfahrungen für die Personen selbst an Relevanz verlieren, wie Rene S.s Erzählung verdeutlicht.

1 »Possibility Model« bezeichnet ein Konzept, das eine Repräsentation von Menschen, Körpern und Identität ermöglicht, in dem in Abgrenzung zu »Role-Model«-Konzepten die eigene Gestaltung und individuelle Wege stärker hervorgehoben werden (vgl. Pearce, R. 2021, zit.n. Keating & Lehtonen 2022, S. 24).

Niederschwelliger Zugang zur individuellen Unterstützung

Die in den neuen Lehrplänen geforderte »Möglichkeit, über Gefühle zu sprechen und bei Diskriminierung Hilfe in Anspruch zu nehmen« (RIS 2022e, S. 12), erfordert transparente niederschwellige inter*inklusive Unterstützungsangebote. Erst das Wissen über sichere und informierte Räume, eröffnet intergeschlechtlichen Menschen ein Sprechen, das potenziell von viel Unsicherheit, Zweifel und Fragen geprägt ist (vgl. Kapitel IV.2.5.2). Auch erfordert, die Diskriminierung als solche erkennen und benennen zu können, vorangegangene Reflexionsmöglichkeiten für die betroffenen Personen.

In meiner Studie wird ein Spannungsverhältnis zwischen dem großen Wunsch nach einer Thematisierung und der Angst vor dem Erkennen des Andersseins sowohl in der Familie als auch in der Beziehung mit Lehrer*innen oder Sozialpädagog*innen deutlich. Versuche der Thematisierung bei Pädagog*innen wurden nur außerhalb des Regelschulbetriebs unternommen. Auch da gestaltete sich das Sprechen schwierig und setzte ein Vorwissen über die Thematik bzw. Erfahrungsexpertise voraus (vgl. Kapitel 2.5.2).

Sofern pädagogische Diskurse weiterhin dem disziplinierten Irrtum über Konzepte der Zwei(körper)geschlechtlichkeit unterliegen, benötigen aufgrund der strukturellen Diskriminierungserfahrungen intergeschlechtliche Personen und ihre Familienmitglieder niederschweligen Zugang zu gut aufgeklärten Ansprechpersonen, die Unterstützungs- und Vernetzungsangebote zu inter* Peergruppen schaffen können. Wie die vorliegenden Erzählungen und bereits viele andere Studienergebnisse zeigen (Preves 2003; Zehnder 2010; Gregor 2015; Krämer 2021) bieten Peergruppen sehr bedeutsame Bezugsräume und Austauschmöglichkeiten. Diese Unterstützungsangebote sind auch für die Eltern erforderlich. Die elterliche Überforderung im Umgang mit dem Thema Intergeschlechtlichkeit ist in den biografischen Erzählungen besonders auffällig und erzeugt (unabhängig von den bereits gemachten Erfahrungen in medizinischen Kontexten) belastende Kommunikationsklemmen in der Eltern-Kind-Beziehung.

Institutionelle Reflexionen

Institutionelle Reflexionen ermöglichen, Geschlechtertrennungen und -ordnungen etwa über Sportunterricht, Garderoben oder Toiletten kritisch zu hinterfragen. So könnten etwa auch andere Formen geschützter Räumlichkeiten und Settings (z.B. über Sammelgarderoben mit Umkleidekabinen oder Einzeltoiletten) *für alle* eine bessere Option darstellen. Damit einher gehen auch Fragen des flexiblen Umgangs mit Bedarfen und Interessen der jeweiligen Kinder, die mit normierenden institutionellen Ordnungen kreativ und flexibel umgehen, wenn ihnen diese auch zugestanden werden. Teilweise macht auch erst das Einschreiten pädagogischer Akteur*innen Räumlichkeiten zu problematischen Orten oder die Gestaltung des Unterrichts führt zu starren, unkritischen Wissenskonstruktionen (vgl. Kapitel

IV.2.2.2). Die erforderlichen Reflexionsprozesse müssen pädagogischen Akteur*innen aber auch zugestanden und in Institutionen strukturell verankert werden. Neben der bereits angeführten Notwendigkeit einer curricularen Einbindung in die pädagogische Ausbildung sind auch Fortbildungen und Organisationsberatungen erforderlich. Solche Angebote werden überwiegend von Inter*Vereinen oder ersten etablierten Beratungsstellen (z.B. VarGes in Österreich) gemacht, denen ausreichend finanzielle Ressourcen zur Verfügung gestellt werden müssen.

Inter*inklusive wissenschaftliche Studien

Nicht zuletzt sind auch *wissenschaftliche Studien* hinsichtlich inter*inklusive Repräsentationen zu reflektieren. Pädagogische Forschung untersucht und reproduziert überwiegend cis-normative Konzepte von Frauen und Männern. Auch der Fokus der Queer-Studies richtet sich auf sexuelle Orientierungen und Transgeschlechtlichkeit, ohne ausreichend Lebensrealitäten intergeschlechtlicher Menschen einzubeziehen (vgl. Kapitel I.6).

Inter*Studies sind hinsichtlich ihrer interdisziplinären Verknüpfungen zu reflektieren, insbesondere Inter*Studien über pädagogische Kontexte stellen noch eine große Leerstelle dar. Doch wie auch im Prozess der vorliegenden Forschungsarbeit deutlich wurde, sind intergeschlechtliche Menschen für eine Teilnahme an Forschungsprojekten eine schwer zu erreichende Gruppe. Die hegemonialen Silencingprozesse erschweren den Feldzugang erheblich (vgl. Kapitel III.2). Auch eine vielseitige, niederschwellige Adressierung im Feldzugang könnte eine größere Reichweite und eine Diversität von Studienteilnehmer*innen ermöglichen (vgl. Kapitel III.2.3). Die in der vorliegenden Studie rekonstruierten Erfahrungen unterliegen einer besonderen biografischen Perspektivität, die zukünftige Forschung unter Berücksichtigung der aktuellen gesellschaftlichen Entwicklungen erforderlich macht. Dabei sind Erfahrungen *junger Menschen* in unterschiedlichen pädagogischen Kontexten besonders relevant. Inter*Studies sind nicht nur ein junges Forschungsfeld in sozial- und geisteswissenschaftlichen Disziplinen, sondern auch ein sehr sensibles. Jahrzehntelange Verobjektivierungsprozesse von intergeschlechtlichen Menschen, fremdbestimmte bzw. nicht-konsensuelle medizinische Behandlungen und gewaltvolle Normierungsprozesse, auch in Familie und Schule, tragen zur Sensibilität dieses Forschungsfeldes bei. So sind besonders Fragen relevant, wer mit wem unter welchen Machtverhältnissen über welche Inhalte spricht und zuhört. Wie in meinen Erhebungen deutlich wurde, können biografisch-narrative Interviews oder ein Schreibaufruf einen diskursiven Raum eröffnen, sodass die Erfahrungen in einen intelligiblen und erzählerischen Bereich gelangen. Für zukünftige Studien ist zu berücksichtigen, dass sich ein Erzählen über jene machtvollen Silencingerfahrungen als sehr schwierig erweisen kann (vgl. Kapitel IV.1.3.6). Das Erzählen bleibt sprachlich innerhalb heteronormativer Ordnungen, in denen aber auch einige Verschie-

bungen und Umdeutungen eigener Erfahrungen und Selbstkonstruktionen möglich werden (vgl. Kapitel IV.1.5).

Die in pädagogischen Kontexten explizite und implizite Herstellung von ganz bestimmten Zwei-Körper-Geschlechterverständnissen verunmöglichen intergeschlechtlichen Menschen, ihre Körper (als Mann, Frau, inter*, trans oder nicht-binäre Person) jenseits eines klinischen Blicks zu verstehen. Tabuisierung, pathologische Selbstverständnisse und Überforderungen mit der Thematik in pädagogischen Kontexten (und darüber hinaus) sind als *symptomatische* Folge eines intra- und transdisziplinierten Irrtums und der daraus folgenden dispositiven Entkonzeptualisierung von Intergeschlechtlichkeit zu identifizieren. Meine Studie bietet durch die Sichtbarmachung bisher gesilenceter Körper und Lebensrealitäten erste Befunde zu bestehenden Diskursen, und Bearbeitungsmöglichkeiten für neue inter*inklusive pädagogische Räume.

